

Halleische Zeitung
Landeszeitung für die Provinz Sachsen
170 für Anhalt und Thüringen. 1928

Bezugspreis: monatlich 3 G.-St., bei 3maliger Zahlung 2 50 G.-St. ...
Halle - Saale
Sonabend, 11. Februar 1928

Hindenburg greift ein

Der Reichspräsident gegen die Krisis
Ein Brief an den Reichskanzler - Der Endkampf um das Schulgesetz

Berlin, 10. Februar.
Der Reichspräsident hat in einem Briefe an den Reichskanzler eine Aktion zur Berichtigung der innenpolitischen Lage unternommen. Der Brief hat folgenden Wortlaut:
„Sehr geehrter Herr Reichskanzler!
Die Nachrichten über tiefgehende Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierungsparteien wegen des Schulgesetzes, die zu einem Auseinanderbrechen der gegenwärtigen Reichsregierung führen könnten, geben mir Veranlassung, Sie, Herr Reichskanzler, zu bitten, nichts unversucht zu lassen, um im gegenwärtigen Zeitpunkt eine Regierungskrisis und ihre politischen Folgen zu vermeiden.
Der Reichstag hat zurzeit dringende und bedeutende Aufgaben zu lösen. Abgesehen von dem Gesundheitsplan und dem Luftverkehrs-Gesetz sind für die Landwirtschaft lebenswichtigen Stiftungsmaßnahmen zu beschließen, und es harrt auch die Strafrechtsreform ihrer Verabschiedung. Es würde meiner Meinung nach eine schwere Schädigung vaterländischer Interessen und des ganzen deutschen Volkes bedeuten, wenn jetzt wegen der Schulgesetzfrage eine unübersehbare Regierungskrisis und eine Auslösung des Reichstages notwendig würde. Ich bitte Sie, bei den notwendigen Beratungen mit den Führern der Regierungsparteien diese meine Befürchtung mitzuteilen und appellieren an alle beteiligten Herren und Fraktionen, dahin zu wirken, daß eine arbeitstüchtige Regierung erhalten

bleibt, die wichtigsten parlamentarischen Aufgaben gelöst und etwaige unübersehbare Differenzen in der Schulfrage bis nach Erledigung dieser Arbeiten vertagt werden.
Mit dem Ausdruck meiner vorgeschätzten Wertschätzung bin ich Ihr sehr ergebener
H. v. Hindenburg.

Der Reichskanzler hat die Führer der Regierungsparteien von diesem Schreiben in Kenntnis gesetzt. Wenn eine Einigung über das Reichsschulgesetz nicht zustandekommt, so würden den Regierungsparteien im Anschluß an das Schreiben des Reichspräsidenten noch zwei Wege offen bleiben: sie könnten einmal den formellen Beschluß über das Schicksal des Schulgesetzes bis zum April vertagen, woran man bekanntlich zunächst gedacht hat, sie könnten aber auch sofortige Klarheit über das Reichsschulgesetz schaffen. Die Deutschnationalen vertreten dabei die Ansicht, daß es zwecklos ist, programmatische Entscheidungen über die weitere Entwicklung der inneren Politik zu treffen, ehe nicht völlige Klarheit über die Stellung der einzelnen Koalitionsparteien geschaffen ist, zumal jede weitere gesetzgebende Arbeit durch die Frage berührt wird, ob durch die heutige Koalition die Lösung der Schulfrage noch möglich ist.
Es ist unangenehm, daß unter dem Druck dieser Ansicht die Entscheidung über das Reichsschulgesetz nicht aufgehoben wird, doch aber nach dieser vielleicht negativen Entscheidung die Regierungsparteien den Beschluß fassen, zunächst ohne offizielle Krisis der Koalition das Amtsentsetzungsverfahren weiterzuführen zu lassen und die von dem Reichspräsidenten bezeichneten Aufgaben zu erledigen.

fürsten scheinen, daß die Frage der internationalen Gerichtsbarkeit im Haag hinfällig, so viele Vorbehalte enthält, er, es ergibt sich aus ihm deutlich das Bestreben Washingtons, möglichst alles zu vermeiden, was es an Europa binden könnte. Der amerikanisch-französische Schiedsvertrag geht in seiner Tragweite kaum über den im Jahre 1908 abgeschlossenen Paris hinaus, und man müßte eigentlich annehmen, daß mit ihm nichts weiter erreicht würde, als daß nunmehr die Rechte in Paris und Washington um einen Schritt von Allen verfehrt worden sind.

Der Lohnstreit in der mitteldeutschen Metallindustrie
Die Schlichtungsverhandlungen auf nächste Woche vertagt.

Magdeburg, 10. Februar.
Der Löhntreit der Schlichter für Mitteldeutschland, hat die für Sonnabend angelegten Einigungsverhandlungen auf einen noch zu bestimmenden Termin in der nächsten Woche vertagt, weil beide Parteien es abgelehnt haben, ein neues Schlichtungsverfahren zu beantragen und der Reichsarbeitsminister ein Eingreifen von Amwegegen noch nicht für gekommen hält.

Zwischenfall im Landtag
Ausfall des nationalsozialistischen Abgeordneten Haake.

Berlin, 10. Februar.
Die heutige Sitzung des preussischen Landtages begann mit einem Zwischenfall. Der nationalsozialistische Abgeordnete Haake erinnerte daran, daß die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei seit mehr als einem Jahre in Preußen vertreten sei, was für die republikanische Demokratie eine Schande bedeute. Präsident Eberts machte den Redner wiederholt aufmerksam, daß er nicht zur Geschäftsordnung spreche. Der Abgeordnete Haake beantragte dann, der Landtag möge sich zunächst einmal mit dem nationalsozialistischen Ausschuss beschäftigen, die in Preußen vertretenen nationalsozialistischen Abgeordneten. Der Präsident rief den Redner nachdrücklich dreimal zur Sache. Als dieser jedoch weitersprach, schloß ihn der Präsident von der Sitzung aus.

Abwartende Haltung des Zentrums
Das Ergebnis der heutigen Fraktionsitzung - Reubells neuer Vorschlag

Berlin, 10. Februar.
Die heutige Sitzung der Zentrumsfraktion des Reichstages war nur von sehr kurzer Dauer. Die einstimmige Meinung der Zentrumsfraktion ging dahin, das Ergebnis der Prüfung der neuen, vom Reichsinnenminister von Reubell gemachten Vorschläge zur Schulvorlage abzuwarten. Das Zentrum möchte auch die letzte Möglichkeit, zu einer Verhandlung zu kommen, nicht unbenutzt lassen. Es besteht aber in der Zentrumsfraktion völlige Einmütigkeit darüber, daß die Entscheidung spätestens in der nächsten Woche fallen muß. Das Zentrum lehnt es nach wie vor ab, in eine zweite Lesung der Schulvorlage im Aufschieb einzutreten, bevor nicht eine Verhandlung über die noch strittigen Punkte zwischen den Regierungsparteien erfolgt werden ist.

ham um so weniger die Rede sein, als es Zentrum und Deutschnationalen waren, die in den Ausschussverhandlungen zum ersten Male mit Unterstützung der Opposition die D. V. P. als einen Teil der Regierungskoalition niederzuzimmern. Die Deutsche Volkspartei muß für sich schon das Recht in Anspruch nehmen, ihren wohlgegründeten geschäftlichen Standpunkt in der Schul- und Kulturpolitik ebenfalls entscheiden zu vertreten, wie das Zentrum seine soziale und kulturpolitischen Interessen gewahrt hat.
In der Öffentlichkeit war es kein Volksparteiler, sondern der Vorsitzende der Zentrumsfraktion des Reichstages, Herr von Guérard, der in großen Versammlungen immer wieder die absolute Unbegreiflichkeit des Zentrums in der Schulfrage auf alle Konsequenzen hin betonte. Die D. V. P. hat nur gelten, was dem Zentrum recht und billig war. Wenn darum die „Germania“ die Meinung ist, daß die Reichstagsfraktion des Zentrums sich nunmehr über einwige politische Rückschlüsse schließend werden müßte, so können wir diese mit den zutreffenden Umständen des Zentrums überlassen. Jeder Versuch aber, die Deutsche Volkspartei durch irgendwelche Drohungen beeinflussen zu wollen, wäre völlig zwecklos und nur ein Versuch an untauglichen Objekten. Die Deutsche Volkspartei wird nicht von der Schulpolitik ablenken, und so der sie sich bei den Verhandlungen am bekannt hat und die sie bis jetzt konsequent verfolgt hat.

Ich halte für schuldig...
Waldener-Fortsetzung im Darmstadt-Prozess.

Berlin, 10. Februar.
Im Darmstadt-Prozess sollte am Freitag Oberstaatsanwalt Raasch sein Verdict über den Reichstagsabgeordneten Waldener fällen. Nach längerem Durcheinander hätte der Oberstaatsanwalt folgendes auszusprechen: Ich halte Julius Waldener für schuldig des Betruges in fortgesetztem Zusammenhang mit verurteiltem Betrag zum Nachteil der preussischen Staatsbank, ich halte ihn weiter für schuldig der fortgesetzten Anfechtung des Angeklagten Sellowig zum Nachteil der preussischen Staatsbank in Verbindung mit fortgesetzter aktiver Verletzung; ich halte ihn weiter für schuldig der Anfechtung des Angeklagten Menzies zum Betragen gegen das Gesetz über Depot- und Hypothekengeschäfte vom 26. Juni 1926 und 24. Dezember 1927. Dagegen halte ich Julius Waldener nicht für schuldig der Anfechtung des Angeklagten Menzies zum Betragen gegen das Gesetz betreffend die Pflichten der Kaufleute bei Aufhebung des Wechsels vom 5. Juli 1909.

Ich halte für schuldig Henry Waldemar des betrübten Betruges zum Nachteil der Staatsbank gemeinschaftlich mit dem Angeklagten Julius Waldemar. Ich halte Menzies für schuldig der Verhüte zum vollständigen Betruge des Angeklagten Julius Waldemar zum Nachteil der Staatsbank und des Betrages gegen das Gesetz über Depot- und Hypothekengeschäfte vom 26. Juni 1926 und 24. Dezember 1927. Dagegen halte ich nicht für schuldig des Betrages der Verhüte Menzies gegen das Gesetz betreffend die Pflichten der Kaufleute zur Aufhebung fremder Wertpapiere vom 5. Juli 1909.
Ich beantrage gegen Waldemar das Schuldlosigwerden fortgesetzter Untreue zum Nachteil der preussischen Staatsbank in Verbindung mit fortgesetzter aktiver Verletzung. Am Aufkommensplan mit diesem meinem Schuldantrag hinsichtlich der positiven früheren Verurteilung steht die Frage, was für den Staat aus verfallen zu erklären sein wird. Wie den aus verfallen zu erklärenden Dingen handelt es sich in der Hauptsache um die von Waldemar empfangenen Treibgaben und um 600 000 Reichsmark Gehalt bei Waldemar, abzüglich dessen, was er, wenn er seine Stellung bei der Staatsbank nicht verlassen hätte, bei dieser während der fraglichen Zeit an Gehalt bezogen hätte. Damit ist das gesamte Kapitel „Preussische Staatsbank - Darmstadt“ erledigt. In der Sonntags-Sitzung des Oberstaatsanwalts Sturm zum Kapitel „Lange - Germania“ brochen.

Der französisch-amerikanische Freundschaftspakt

Der Text des eben unterzeichneten neuen amerikanischen-französischen Schiedsvertrages ist dem amerikanischen Senat zugegangen, und was bisher über diesen Vertrag bekannt wird, ist weder diesseits noch jenseits des Ozeans geeignet, große Hoffnungen zu erwecken. Vor allem ergibt sich aus der Vorarbeit des Vertrages, die sich in allgemeiner Form gegen den Krieg richtet, also sein Ziel des Vertrages selbst und darum auch nicht bindend ist, daß der Friedenspflichtverstoß des Herrn Briand in aller Stille zu Grabe getragen wurde. Ebenfalls enthält der neue Vertrag eine Verpflichtung für die Signatarmächte, Meinungsverschiedenheiten, die zu kriegerischen Konflikten führen könnten, vor dem Schiedsrichter beizulegen. Es ist bemerkenswert, daß Briand im „Echo de Paris“ u. a. erklärt, der Neufestsetzung des Vertrages durch den amerikanischen Senat müßten sich Schwierigkeiten entgegenstellen, da einige Senatoren zu be-

Deutsche Volkspartei und Schulgesetz
Innerer wieder Briefen.

Berlin, 10. Februar.
Die „Nationalliberale Correspondenz“, das parlamentarische Organ der Deutschen Volkspartei, schreibt:
„Die Reichstagsfraktion steht heute noch auf dem Standpunkt, den ihr der Zentralvorstand der Partei auf seiner neunundvierzigsten Tagung im November vorigen Jahres beigegeben hat. Von einem „Ausbrechen aus der Koalition“

Programmatifche Erklärungen Groeners

Rede des Reichswehrministers im Hauptausfchuss — Schutz der Grenzen, aber keine Polizeiaufgaben für die Reichswehr

(Telegraphifche Meldung)

Berlin, 10. Februar.

Der Reichswehrminister hat in der heutigen Sitzung des Hauptausfchusses des Reichstages ein Programm mit 10 Punkten vorgelegt, aus dem einige Sätze über die grundsätzliche Einstellung zu der Reichswehr von grober Bedeutung find.

Der Reichswehrminister Groener hat u. a. erklärt: Im Sinne der Kriegführung der Vergangenheit sei die Verwendung der Reichswehr nicht mehr möglich. Deutschland könne keine Kriegführung groben Stils

mit dem Hunderttausend-Mann-Ordnung der zwölfjähriger Dienstzeit machen, und es komme deshalb dem Innenminister durchaus an, daß der französische Ruf nach Sicherheit nicht mehr begründet sei.

Es fehe keine Ursache darin, mit der Reichswehr die Grenzen zu schützen in Zeiten politischer Spannung, die Neutralität sicherzustellen und so der deutschen Politik die notwendige Freiheit zu sichern und die Sicherheit gegen Unversorgtheit jeder Art zu schaffen. Um diese Aufgaben zu erfüllen, müsse die Reichswehr größte Schlagkraft und Manövriersicherheit haben. Nicht sei dem Soldaten verhehrt, als im Innern mit Aufgaben der Polizei betraut zu werden. Die Reichswehr müsse aber unter allen Umständen doch bereit sein, die Sicherheit dafür zu geben, daß niemand es wage, an einen Angriff zu denken. Die Reichswehr werde dem Staat und seinen Symbolen die größte Achtung und Ehrerbietung entgegenbringen.

Jetzt drahtloser Fernsprechverkehr Deutschland — Amerika

Freitag nachmittag feierlich eröffnet — Begrüßungsansprachen der amtlichen Stellen

(Telegraphifche Meldung)

Berlin, 10. Februar.

Der drahtlose Fernsprechverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika wurde heute nachmittag durch drei offizielle Gespräche, nämlich des Reichslandes Dr. Warg mit dem stellvertretenden Staatssekretär Dibs, ferner des amerikanischen Botschafters Dr. Schuman mit Herrn Dibs und des Reichspostministers Dr. Schöller mit dem deutschen Botschafter von Brittain und Gaffron eröffnet. Die Ansprache des Reichslandes lautete:

„Herr Unterstaatssekretär!

Es ist mir eine besondere Freude, Sie auf diesem außerordentlichen Wege an die Hand zu legen zu können. Im historischen Augenblick ist es, indem die ersten Telegrammsprüche zwischen Berlin und Washington ausgetauscht werden, gerade, als ob es Kadaverstöße auf dem gleichen Kontinent wären, die Herr Staatssekretär, werden ebenso wie ich das Gefühl haben, daß der Atlantische Ozean immer mehr aufgehört hat, ein Verkehrsband zu sein, wenn es dank der Fortschritte der Radio-technik möglich geworden ist, das gesprochene Wort von einem Lande zum anderen durch den Äther zu senden.

Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß auch viele neue Verkehrsverbindungen durch beitragen möchte, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten weiter zu vertiefen und den wechselseitigen Austausch von geistigen und materiellen Gütern zu fördern.“

Unterstaatssekretär Dibs erwiderte in englischer Sprache:

Mit aufrichtigem Vergnügen höre ich Ihre Worte der Begrüßung über dieses neue Verkehrsmittel zwischen unseren beiden Ländern benennen, dessen Existenz, wie ich sicher bin, die hege-

und er werde nicht dulden, daß gegen dieses selbstverständliche Gebot verstoßen werde.

Die Tradition sehe er darin, daß man die Vergangenheit ehre und die Taten der Väter und die Ehre des deutschen Volkes hochhalte.

Es sei der Meinung, daß die Väter, die die Reichswehr mit der Vergangenheit und dem alten Geer verbinden, gepflegt werden müssen, nicht etwa in dem Sinne, daß man eine Wiederherstellung des Alten wünscht, sondern, daß man von dem Geist des alten Geeres die Begeisterung, die Vaterlandsliebe und die Sinne der Kameraden nach parteilichem Maßstab müsse er scharf zurückweisen. Eine politische Tätigkeit im Geere sei unmöglich. Die allergrößte Sorge mache ihm die spätere Versorgung der Soldaten. Die Selbstmorde seien hier ein ernstes Zeichen.

Der Reichswehrminister verlas dann eine lange Erklärung über die Währungsangelegenheit, die im allgemeinen das WID wiedergab, das der Reichslandes schon in seiner Erklärung im Reichstags vor einigen Wochen geäußert. Der Reichslandes, der dem Reichslandes heute mit dem Ers. ausgetauscht.

auf 6 Millionen Mark als Übergangsbasis

aller Abrechnungen befreit. In der Erklärung wurde Kapitän Bohmann gegen die persönlichen Angriffe im allgemeinen verteidigt. Der Minister teilte aber mit, daß Kapitän Bohmann verabschiedet sei und damit die Beförderung zum Admiral verlorene sowie auch eine gewisse Personalschwächung erlitten habe. Für den bei Jünglingsaufklärung unterliegenden Teil seiner Dienste seien die notwendigen Reglemente von ihm eingeleitet.

Die Beziehungen und das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Volk fördern wird. Ich weiß, daß Staatssekretär Kellogg es sehr bedauert, daß seine Abwesenheit von Washington es ihm nicht gestattet, persönlich mit dem Ers. ausgetauscht. Aber an seiner Stelle möchte ich diese Gelegenheit wahrnehmen, nicht nur meiner Vergnügen über die Einrichtung des Radio-Telephonendienstes zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland Ausdruck zu geben, sondern Ihnen persönlich mitzutellen, mit wie großem Vergnügen wir Ihnen Herrn von Brittain als Botschafter empfangen haben. Ich hoffe, daß sein Aufenthalt in Washington ein angenehmer sein wird.

Die Ansprache des Reichspostministers an den Botschafter von Brittain lautete:

„Herr Botschafter!

Ich freue mich sehr, Ihnen, dem Vertreter des Deutschen Volkes in den Vereinigten Staaten, persönlich mitteilen zu können, daß heute der drahtlose Fernsprechverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf dem Wege über die drahtlose Fernsprechverbindung England—Amerika aufgenommen worden ist. Ich hoffe, daß dieses neue Verkehrsmittel rege Benutzung finden und zur Vertiefung der Beziehungen zwischen dem deutschen und amerikanischen Volk beitragen wird. Ich möchte Ihnen bei dieser Gelegenheit auch die Grüße des Reichskabinetts und viele besten Wünsche für eine erfolgreiche Tätigkeit in Ihrem neuen Wirkungskreis ausprechen. Zum Schluß bitte ich, auch Ihren Mitarbeitern Grüße aus dem Vaterland zu übermitteln.“

Auch der amerikanische Botschafter Schuman wuschelte einige Worte mit Unterstaatssekretär Dibs. Er erklärte, daß dies nach der im vorigen Jahr erfolgten Ueberfliegung durch Chamberlin und Levine das zweite Wunder sei, dem, wie er annehme, in nicht allzulanger Zeit weitere Wunder der Technik folgen würden.

Ein scharfer Aufruf gegen Korantky

(Telegraphifche Meldung)

Prattin, 10. Februar.

Im Anschluß an die Rede Korantky im Beirat hat der Aufsichtsrat des Verbandes einen Aufruf erlassen, in dem Korantky als Schuft bezeichnet wird, der sich als größter Staatsfeind kennzeichnet und in unzweifelhafter Weise die Regierung, den Arbeitenden und vor allen Dingen auch die Aufführungen beleidigt habe. Dieser Schuft habe von deutschen Kapitalisten 200 Millionen Bioty für eine verwerfliche Arbeit bekommen. Korantky habe während des dritten Aufstandes den Rückgang der Aufführungen vor der aufstehenden Schicht am Annoberge beantragt, wodurch viele Aufführungen ihr Leben eingebüßt hätten. Zum Schluß werden die Aufführungen aufgefordert, mit dieser Kanaille ein Ende zu machen.

Eine führerlose Postzeisenbahn

(Von unserer Berliner Korrespondenz)

Berlin, 10. Februar.

Nach hier vorliegenden Meldungen aus London wird auch in diesen Tagen die eigenartige Eisenbahn der Welt in Betrieb genommen werden. Es handelt sich um die neue Postzeisenbahn, die 100 Kilometer lang, das eine Ende London mit dem andern verbindend wird und zwar in einer Stunde die acht Hauptstädter der englischen Hauptstadt.

Die Züge, die in Abständen von 2 Minuten laufen, befördern insgesamt, und zwar ausschließlich täglich, 29 000 Passagiere. Durch diese Einrichtung beschleunigen sich die Züge London 1900 Sekunden. Diese automatische, wie die Verlangungen des Zuges, der in einer Station einläuft, bis zum Augenblick des Haltens vollzogen. Am Tunnel laufen zwei Gleise nebeneinander, eines für die durchgehenden Züge, das andere für die Züge, die auf jeder Station halten. Der Zug, der mit einer Geschwindigkeit von rund 80 Kilometern in der Stunde fährt, hat im Bahnhof nur 18 Kilometer Geschwindigkeit und kommt an der vorgeschriebenen Stelle zum Halten.

Letzte Handelsmeldungen

Frankfurter Abendbörse

Frankfurt, 10. Februar. Wie schon die ganze Woche, konnte sich auch an der heutigen Abendbörse kaum nennenswerter Geschäft entwickeln. Wegen der Berliner Schluss waren nur wenige Kursveränderungen eingetreten. Gewinnaktien, wie die 100%igen, wieder 1/4 Prozent nach. Renten lagen unafällig. Am Schluss hatte das Geschäft fast vollkommen.

Wirtschaftlich-Wirtschaftliche Börsen-Geschäfte, die die Bilanz und Gewinn- und Verlustrechnung für 1922 genehmigt und die sofort folgende Dividende auf die Stammaktien mit 9 Prozent (1. B. 8%) und auf die Vorzugsaktien 7 Prozent (1. B. 6%) festsetzt. Die amerikanische Erhöhung des Aktienkapitals um 3 Mill. Mark Aktien auf 9 Mill. Mark wurde genehmigt. Die Aktien, die ab 1. Januar 1922 bis zum 31. Dezember 1922 für den Zeitraum von 10 Jahren die Fälligkeit des 1. Schaufwerkens Vorkaufens 1. B. 10%, 10% und des Vorkaufens 1. B. 10%, 10% zum Kurse von 117 Prozent mit der Verpflichtung übernommen, sie den Wert der bisherigen Aktien zum Kurse von 130 Prozent in der Weise zum Nennwert anzuheben, daß am 1. Januar 1922 die Aktien nominal 100 Mark neue enthalten.

Forman gegen Schnupfen

gegen Schnupfen Wirkung frappant!

Temperament und Nerven

Das Temperament beeinflusst das Leben jedes einzelnen in mannigfaltiger Weise, indem die Richtung seiner Handlung das Gemüt wesentlich vom Temperament abhängt. Hierbei dürfen wir nicht annehmen, daß es sich nur um eine Reaktion auf unangenehme Eindrücke handelt. Das humoristische Temperament wird ebenso durch angenehme wie durch unangenehme Eindrücke beeinflusst. Der Charakter ist nicht in einem, aber in mehreren Stufen der Befähigung liegt. Ueberhaupt ist er schneller das Opfer einer Leidenschaft, die ihn bald zu höchstem Ton, bald zu Handlungsruhe, die den Willensschwächen gefährlich sind. Mit neuem Feuer brennt sich der Charakter einer neuen Aufgabe, meist ohne daß die Dauer des Feuers dem ursprünglichen Eifer entspricht.

Während der Sanginiertheit, der durch die Beschaffenheit des Lebens sehr beeinflusst wird, bei dem aber der Eifer weder sehr stark ist, noch lange dauert. So kommt es, daß der Sanginiertheit aber über alle kleinen Vergnügen schnell hinweggeht, aber auch weniger zu Handlungen fähig ist, die eine tiefere Befriedigung erfordern. Der feine Gemütsvermögen ist, so nimmt man an, im allgemeinen an, daß er für große Leistungen des Lebens selten geeignet ist, zumal seine Mißfolge ihn allzu schnell entmutigen. Das melancholische Temperament pflegt alle schwer zu nehmen und führt deshalb oft zu nachdenklichem Charakter. Unterentwickelt ist es zu großer Gemütskraft fähig, so nimmt man, zum Beispiel der Liebe und der Freundschaft.

Der Phlegmatischer endlich ist zwar durch sein Temperament vor vielen unangenehmen Gedanken geschützt, ebenso aber taucht es ihm zahlreiche Annehmlichkeiten des Lebens. Wenn der Phlegmatischer einerseits vor aufregenden Sorgen geschützt ist, so ist er andererseits gerade bei den vielen Gelegenheiten zu erfolgreichen Tritten unbereit vorübergehen läßt. Jeweilens ist der Phlegmatischer auch geistig stumpf, und es ist dann kaum besser dran als andere Menschen.

Es ist öfters die Frage aufgeworfen worden, welches Temperament den Ruhm verleihe. Aber, da jedes Temperament seine Vorzüge und Nachteile hat, so besteht für den Menschen die wahre Kunst des Lebens darin, seine Kräfte und Triebe so zu beherrschen, daß er nicht ein Temperament besitze, sondern alle in sich vereinige. Sanginierheit soll er sein bei den kleinen Leben und Freuden des täglichen Lebens, Melancholie in den ernstesten Stunden bedeutender Lebensereignisse, Charakteristischer den Eindrücken, die sein tiefstes Interesse wecken, Phlegmatischer in der Ausführung gewisser Geschäfte.

— 17. Musikabend des Christlichen Vereins junger Männer. Zu seinem 17. Musikabend konnte der Christliche Verein junger Männer wieder eine große Zuhörerschaft in seinem Saale verzeichnen. Der feine Vortrag der Musikstücke hat die Erwartungen erfüllt. Der künftige Vorstand trat auch auf, daß hier nur gute Musik gegeben wird. Diesmal hatte

man Hanna Münster und Eise Martin-Geinke verpflichtet. Die Ersteren spielte mit viel Glanz und gutem Stilverständnis die C-Moll-Sonate 3. Opus, während Eise Martin-Geinke sich mit ihrem reiz-

Hans Eichelbad 60 Jahre alt



Der rheinische Dichter Hans Eichelbad beging am 10. Februar seinen 60. Geburtstag. Er ist Verfasser des Märchenromans „Der Wälderdämon“ und anderer viel gelehrter Romane. Von seinen Büchern sind „Der Denz und ich“ und „Mein Lieb“ allgemein bekannt.

vollen Sopran für Nieder von Schubert, Schumann und Brahms erfolgreich einsetzte. Die Künstlerinnen erzielten insbesondere reichlichen Beifall und Blumen.

— Weiterer Abend zum Behen der Altershilfe. „Lyrische und heitere Kunst“, so ist der Abend genannt, der am Montag, dem 13. Februar, um 8 Uhr in der „Roge zu den drei Deegen“ zugunsten der Altershilfe stattfand. Viele Künstler von Ruf haben sich in den Dienst der Sache gestellt. Rosa Rittich-Beipig, die wieder heitere Regitationen bringen wird, als Heilerin der Sprechkunst. Auch Emma Böhmert hat ein reichhaltiges Programm gewählt, Arias aus Opern von Wagner und Konrad, Balladen von Goethe und Nieder von Schumann, Schubert, Grieg. Es sind nur noch wenige gute Plätze vorhanden, man bestehe sich daher, Karten zu besorgen.

„Leinen aus Irland“

Ausführung von Stephan von Kamarek.

(Von unserem Theaterkorrespondenten.)

Wien, 10. Februar.

Stephan von Kamarek versuchte in seinem Stück „Leinen aus Irland“ den „unvollkommenen“, das immer genutzte Pseudonym, den alten österreichischen Kaiserismus, mit leichter Satire zu persiflieren. Doch ihm das nicht immer gelang, liegt größtenteils in dem Mangel einer zugrundeliegenden Nömbienhandlung begründet. Viel zu viel Personen, die irgendwie in einem und heute kaum noch verständlichen Verhältnis zueinander stehen, darum auch viel zu viel geistiger Ballast. Man hat das Gefühl, daß bei weitem die Schärfe des Personal aus der magere dramatische Gehaltungsstoff zu größerer Wirksamkeit hätte gelangen können. Aber das Publikum dürfte offenbar anders, spendete reichlichen Beifall und freute sich über manchen treffliche Kunstausdruck. (Besonders bemerkenswert ist auch heute gewisse antike Liebesstücke.) Doch das Nationalitätsprinzip im Personalwesen des alten Kaiserismus als Tonart das ganze Stück durchklingt, lag wohl in der persönlichen Natur des Verfassers, der ein feiner Kenner der österreichischen Dichtungswelt zu sein scheint. In grober und gansen ein harmloses Theater um einen nachherigen Gegenstand, nicht gerade ungelohnt, was allem aber gefolgt in der Darstellung, die Otto Kampa und Josef Flaui besonders exzellierten. — Otto Kampa.

— Umbring über Kanada und Alaska. Der neueste Großflieger der Dilling-Werke, Hannover, führt uns diesmal nach Kanada, jenseit dem Atlantik, und kommt, aber trotzdem wirtschaftlich wertvollen Lande. Aufgefungen in Küstern am Atlantischen Ozean und endend in Vancouver am Stillen Ozean, sind in herrlichen Bildern nicht nur die gewaltigen Naturerscheinungen und Reize dieses unermesslichen Gebietes, sondern auch das Leben und Treiben seiner Bewohner festgehalten. Man sieht lebendiger bei den niederrheinischen Küstern, die sich Silberfischjahren, den Sammerfang, Fisch und Silbererz im Betrieb und lernt die großen, eisenen Werkzeuge des Kanadas, Eskalander und Alaska kennen. Die Sings- und Red-Gruppen werden besucht. In den Rocky Mountains trifft man viele Wildbeeren, Wägen, Wägen, Bergschaf, die a. m. Die Ueberfahrt erfolgte mit dem Dampfer „Eurek Ventura“. Die Verführung findet am Sonntag, dem 12. Februar, ummittels 11 Uhr in den „E. Z.“-Theater. Der Vortrag ist ein interessantes Vortrag halten. Eintritt 1 Mark. Vorverkauf: Theaterkasse, Stadt- und Theater-Kasse, E. Z. Theater, Bergschaf, Bergschaf, Bergschaf.

Unterhaltungs-Beilage

Nellys Millionen

Ein fröhlicher Roman
von Wilhelm Hegeler

Nelly hatte den unglücklichen Zuschneider maltrahiert, weil er nicht rasch genug machte. Sie wollte Peter um keinen Preis lange warten lassen. Ein bißchen freilich mochte er sich gebulden.

Als sie dann wieder ins Zimmer trat, war sie ganz verblüfft, ihn nicht mehr zu finden. Sie schickte Babette hinunter. Diese kam zurück und meldete, der Herr habe schon vor einer Weile das Hotel verlassen.

Da bemerkte Nelly auf dem Tisch die Visitenkarte, und als sie unter seinem Namen nur das eine höhnische Wort: Adio! las, dies Wort, das: „Auf Nimmerwiedersehen“ zu heißen schien, blieb sie in Bestürzung stehen und vermochte sich nicht zu fassen.

Warum war er denn gegangen? Warum? Warum? Was hatte sie denn Schlimmes getan? Womit hatte sie ihn beleidigt? War er böse auf sie, weil sie ihn warten ließ? Kerterte es ihn, daß sie plötzlich reich geworden? . . . Das hätte ihn doch freuen sollen. Denn sie selbst freute sich über ihre Millionen am meisten für ihn.

Und nun war er fort!

In plötzlichem Zorn warf sie die Karte auf die Erde.

„Dann meinetwegen mag er gehn und bleiben, wo er will.“

„Ich laufe ihm nicht nach.“

Babette meldete, Monsieur Semelle könne unmöglich länger warten. Aber Nelly wollte von niemandem etwas wissen.

Und während sie allein war, kam es plötzlich wie eine Ahnung über sie, warum er wohl gegangen sei . . . Zugleich aber erfüllte sie ein tödlicher Schmerz, eine trostlose Verzweiflung inmitten des verschwenderischen Reichtums, erfüllte sie mit aller Kraft der Gedanke, daß ihr Geld tot und nichts und nur eine Last sei, wenn sie ihn verlor, ihn, um dessentwillen sie sich schön gemacht, mit dem sie den Luxus genießen wollte! Sie warf ein Tuch über und achlos ihr goldgesticktes Kleid durch den Straßenstaub schleißend, eilte sie zu Bahnhof.

Der nächste Zug ging in einer Stunde. Geduldig wartete sie. Aber er kam nicht. Sie kehrte zurück. Niemand hatte ihn gesehen. Er war fort. Da warf sie sich aufs Bett und preßte die Augen zu, um die verhassten Dinge, die zerstreut lagen, nicht mehr zu sehen. All ihre Millionen, den ganzen Plunder hätte sie gegeben, um ihn wieder zu haben.

Aber er kam nicht.

XIV.

Er kam nicht. Sie schrieb nach Genf. Keine Antwort. Sie reiste selber hin. Der Herr war fort, hieß es.

Da suchte sie sich mit ihrem Geld zu trösten.

Die Millionen kamen nun ins Rollen, und Nelly rollte mit. Hatte das Geld sie, oder hatte sie das Geld? Es war schwer zu sagen. Aber so viel Genüsse und Freuden sie sich auch schaffte, zu keiner Zeit ihres Lebens hatte sie sich so unglücklich gefühlt, wie in den Monaten, die nun kamen. Durch ihre Raunen wurde sie ein Schrecken des ganzen Hotels. Sie tyrannisierte Babette, diktierte ihre Tante, die nur noch ein Wrack war, willenlos von den Raunen des jungen Mädchens hin- und hergetrieben.

Nach acht Tagen kündigte sie und reiste nach Luzern. Einen Monat blieb sie dort. Aber weder die wundervollen Ufer des Vierwaldstätter Sees, noch die roigen und kristallklaren Gipfel, die man vom Rigi aus überschaut, konnten sie glücklich machen. Sie mietete eine Yacht. Aber das Segeln langweilte sie. Sie ging nach Venedig. Aber dort regnete es, und die Gondolieri waren fade Gesellen, die nur italienisch sprachen. Sie ging nach Rom. Aber in der ewigen Stadt war es glühend heiß, die Saison war längst zu Ende, und alle anständigen Leute hatten die Stadt verlassen. Sie kehrte nach der Schweiz zurück und reiste ins Engadin. Aber dort gab es wieder nur die ewig gleichen Schneeberge, deren sie längst überdrüssig war.

Sie schwamm wohl in einem großen Gesellschaftstrudel, lernte eine Unmenge Menschen kennen, wurde beehrt von den elegantesten Herren. Aber diese glichen einander noch viel mehr als die Schneeberge, und da sie ganz genau, wie der Arzt den Ver-

lauf einer gewöhnlichen Krankheit berechnen konnte, wann es zu einem Antrug kam, so wurde ihr auch dieser Zeitvertrieb bald zum Ueberdruß.

Aus dem Gold, das sie sinnlos umherstreute, stieg immer erdrückender, immer niederschlagender mit jedem Gesicht und faulem Lächeln das Gespenst der Langeweile herauf.

Schließlich, als die alte Tante krank wurde von diesem Leben und ihre Nichte beschwor, sie möchte um der Barmherzigkeit willen sie nach Hause reisen lassen, in ihrem alten Bett, in dem ihre Mutter, Großmutter und all ihre wollenen Vorfahren gestorben waren, wollte sie selbst auch ihr letztes Stündlein erwarten: da schließlich entschloß Nelly sich, nach Kirchhofel zurückzufahren. Vielleicht, daß sie dort die alte Fröhlichkeit wiederfand, die sie so jäh verloren.

Gleichmäßig jagte der Zug den endlosen Schienensträngen nach. Wenn er anhielt, genügte die kurze Spanne Zeit kaum, um Atem zu holen. Dann ging's weiter und zu beiden Seiten dieses fliegenden Gefängnisses lagen altertümliche Städte, grüne Fluren, lockende Waldwinkel. Aber wenn das Auge an diesen Bildern sich erfreuen wollte, waren sie vorbei. Ein schnelles Hinsehen, das schon den Abschied in sich trug, war alles. Und der atemlose Flug ging weiter.

Nelly von Nacht sah mit ihrer Jose ganz allein in einem Koupee erster Klasse. In leiser Trauer hatte sich das junge Mädchen zurückgelehnt. Ihre feine behandschuhete Rechte ruhte auf einem Buch. Es war die „Deimat“. Sie hatte einen Blick hineingekastet und es geschlossen, als die Sache tragisch wurde.

Ihr kleiner Hut mit Reisherfibern, die lange Schlange um den Hals aus feinen Straußenfedern, die sich wie ein Gefieder um ihre weiße Haut schmiegte, gaben ihr das Aussehen eines zarten, müden Vogels.

Behutsam traurige Gedanken schlichen wie durch ein Krankenzimmer mit leisem Klüffern durch die Seele. Aus dem gleichmäßigen gedämpften Rollen des Wagens, aus diesen unzähligen kleinen Stößen bildete sich eine Melodie. Immer das selbe Wort, immer der gleiche Klang.

Das war alles? Das war alles? Das war alles?

Das war alles, was einem das Leben bieten kann, wenn man reich ist? Das war alles, was es an Freuden auf der Welt gibt, wenn man jung ist und hübsch und unabhängig und sich keinen Genuß entgehen läßt? . . . Das war alles?

Sie überblickte die bunte Reihe der Tage, die verfloßen waren, seitdem sie reich geworden, und ihre durstige Seele öffnete sich weit, wie nach frischem Wasser, um die Erinnerung einer einzigen reinen Freude aufzufangen, an der sie sich erquiden konnte. Aber all das Glänzende und Abwechslungsreiche, das diese Tage gebracht, sank zusammen, wenn sie danach greifen wollte, in toten Staub, der ihrer wunden dürstenden Seele nur noch weher tat. Es war, als wenn sie von dem Moment an, wo sie reich geworden, und wo der Gedanke sich ihrer bemächtigt hatte, daß sie nun sich alle Freuden kaufen könnte, es war, als hätte sie von diesem Augenblick an all ihre Genußkraft verloren, als wären ihre Augen blind geworden gegen das Schöne, das sich vor ihnen auf-tat, als wären ihre Ohren taub geworden für das Schmeichelhafte und Freundliche, das man ihr laut und heimlich sagte, als wäre ihr Herz unfähig geworden zu fühlen. Es war, als hätte das Gold ihr selbst und allen Dingen, die sie angriff, die Seele genommen. Und in Wahrheit hatte der Reichtum ihr ganzes Leben entwertet.

Wie ein todmüder Vogel, der seine Schwungkraft und seine Lider verloren, kehrte sie nun ins heimliche Nest zurück, nach weitem Flug, nach langer Unrast, mit dem einen sehnsüchtigen Wunsche, dort auszuruhen . . .

Das junge Mädchen blickte nach der Jose, die ihr schräg gegenüber saß. Seit einer halben Stunde hatte Babette den Blick vor-

ihrem Buch nicht abgewandt. Während der langen vierundzwanzigstündigen Fahrt hatte sie in einem fort gelesen, blind gegen alles, was draußen sich abrollte, abwechselnd einem Roman über Liebe oder einen Kriminalroman. Bei dieser Beschäftigung war sie vollkommen glücklich gewesen, und ohne die geringste Nachwirkung hatten sich in ihrem Kopf die unerhörtesten Geschichten aneinander gereiht, die zueinander paßten wie Milchsuppe und saurer Hering.

Dann ließ Nellie den müden Blick aus dem Fenster gleiten, in die braune Dämmerung des Herbstabends. Auf den leeren Feldern brannten Kohleofenfeuer, deren lange Rauchstreifen mit dem dunstigen Himmel zergingen. Am fernen Horizont glimmten noch schwach blutrote Streifen der untergegangenen Sonne. Dann war der Fernblick plötzlich abgeschnitten. Bald zog sich an dem Bahngelände entlang, hohe Gestalten, aus denen manchmal wie ein flammender Busch das rotgelbe Raub einer Eiche sich abhob.

Es dunkelte allgemach. Schon huschten hier und da Lichter vorbei. Gleich mußte der Schnellzug in Großheringen einlaufen. „Hör, Babette, holen Sie die Kleider herunter! Rufen Sie Ihr Buch ein! . . . Haben Sie sich denn glücklich getrieget?“ „Ach nein, Fräulein. Sie haben ihn getrieget. Es war ja ein Kriminalroman.“

In Großheringen war eine Viertelstunde Aufenthalt. Dann ging es auf der Saalbahn weiter. Die ältesten Veteranen, wahrhafte Riesen von Eisenbahnwaggons waren angespannt und rumpelten schwerfällig, bald gegeneinander taumelnd, bald auseinander fliegend, von Station zu Station, von Dornburg nach Rothenbain, von Rothenbain nach Nahl, von Nahl nach Uhlstädt, und wie sie alle heißen mögen, diese weltvergeffenen Nester, über die mit fernem Flügelschlag die Neuzeit hinfreicht, und denen sie lächelnd zurunt: Schlaft weiter!

Aber je langamer die alten Waggons rollten, desto schneller begann Nellies Herz zu schlagen. Gleich würde sie die Heimat wiedersehen. Das Pfarrhaus mit rotem Ziegeldach, von einem Storchneß gekrönt, das nun wohl leer war. Ihr kleines Zimmer mit der Kornblumenlampe würde sie wieder betreten. Und die lieben, guten, alten Leute würde sie umarmen.

Bei dem Gedanken daran lehnte sie sich lächelnd zurück. Und etwas von der alten Eitelkeit wachte in ihr auf. Sie hatte in der Heimat die Heimkehr der großen Sängerin gelesen. Und gleich dieser Heimkehr im Triumph mit Pauken und Trompeten nicht auch ein bißchen ihre eigene? O, wie die Pastorleute staunen würden, das alte Bärchen und die zwölf Pensionäre, diese Reihe Orgelpfeifen, vom Sekundar in den Pflanzgarten bis zum kleinen Guckindiemel, der kaum auf seinen Beinen stehen konnte. Wie all die beiden braven Menschen, denen Kaviar und Austern leere Begriffe waren, die nichts wußten von Pariser Eßt und Kostümen, wie sie die Augen aufreißten würden, wenn sie strafend hereintraten und dann gleich die Toilette wechselte. Wie sie gerührt sein würden über die kostbaren Geschenke, die sie auspackte. Wie sie an ihrem Munde hängen würden, wenn sie vom Montblanc, von Venedig, von Rom erzählte.

Es war eine Freude, gemischt aus Rührung und Eitelkeit, womit sie sich dies Wiedersehen ausmalte.

Da tat es einen gewaltigen Ruck, daß Herrin und Jose einander in die Arme flogen, dann einen zweiten noch gewaltigeren, daß ein Hagel von Gutschachteln, Klaidrollen, Schirmbündeln auf sie niederprasselte — und Kirchhofel war erreicht.

Nellie sprang hinaus. Da stand der alte Pastor und schaute stillvergügt, auf seinen Sächentümel gelehnt, in den klaren Sternenhimmel mit Augen, die selbst so klar wie Sterne waren.

„Onkel! . . . Guten Abend!“

„Guten Abend, mein liebes Kind!“ rief der alte Herr. Dann nahm er sie in seinen Arm, drückte einen Kuß auf jede ihrer Waden und beschaute sie beim Schein der einzigen Laterne.

„Bist noch ganz die alte!“ meinte er beruhigt. (Das sagte er stets, wenn er seine früheren Pensionäre wieder sah.)

Babette schleppte unterdes Gutschachteln, Klaidrollen und Schirmbündel heraus.

„Sieh mal an, das ist ein guter Gedanke, dir eine Freundin mitzubringen.“

„Es ist meine Jose, Onkel.“

Der alte Herr schaute Nellie etwas verwundert an. Dann gab er Babette die Hand.

„Willkommen!“

Diese knigte und Nettete wieder in den Waggon, um neue Gegenstände herauszubefördern.

„Aber ihr beiden Weltumflegler schleppt ja eine Gepäckladung mit euch! Da wird der Hannes was zu tragen haben.“

„Ach Onkel, das eigentliche Gepäd kommt erst noch. Wenn's dir recht ist, wollen wir mal eben nach vorn gehen.“

Dort am Gepädwagen herrschte große Aufregung. Das gesamte Zugpersonal nebst allem, was an männlichen Kräften auf

dem kleinen Bahnhof vorhanden war, hatte sich zusammengetrotet, um die enormen Leder- und Rohrplattenkoffer auszuladen.

„Es müssen neuen Kollis und zwei Räder sein.“ rief Nellie, die sich unter die Leute drängte, um acht zu geben, daß diese nicht zu wußt mit ihren Sachen umgingen.

„Du meine Güte.“ sagte der Pastor. „Wenn ich das gewußt hätte! Ohne Möbelwagen läßt sich das überhaupt nicht nach Hause schaffen.“

Und indem er listig mit zusammengekniffenen Augen das junge Mädchen betrachtete, meinte er:

„Ich dachte, du würdest die Hauptsache sein. Aber nun verliert man dich ja beinahe zwischen deinen Kisten und Kasten.“

Nellie ordnete an, daß sieben Koffer für die eine Nacht im Güterschuppen bleiben könnten, zwei aber müßte sie zum allermindesten mitnehmen, denn es wären lauter notwendige Dinge darin.

Als es dann glücklich so weit war, bestand die ganze Gesellschaft aus folgenden Personen: Nellie und der Pastor, beide unbekannt. Babette schleppte vier Gutschachteln und ein Paar vergebener Pantoffeln. Hannes Klotz hatte sich hinten und vorn je ein Paket Schirme umgebunden und trug außerdem noch drei Klaidrollen unterm Arm, die er abwechselnd fallen ließ. Im Hintergrund warteten noch zwei Bauern, die jeder einen enormen Koffer auf ihren Handlarren geladen hatten.

„Na!“ meinte der Pastor, indem sein Auge von diesem Trupp auf die glitzernde Saale schweifte. „An dir, mein liebes Kind, erfüllt sich das Wort der Bibel: Da ich über diesen Jordan ging, hatte ich nichts als einen Stab. Und nun bin ich zwei Heere.“

Nellie lächelte ein wenig geschmeichelt.

„Dann könnten wir wohl gehen, Onkel.“

„Om! . . . Ja, wenn du willst so gut sein, liebe Tochter, so möchte ich noch einen Augenblick warten. Denn gleich muß unser Herr Kandidat ankommen.“

Höchst sonderbar berührt, daß außer ihr noch jemand anders erwartet wurde, fragte Nellie etwas spitz:

„Was ist denn das für'n Kandidat?“

„Ei, Kind, das weißt du nicht? Da kann man doch sehen, wie lange du fort warst. Ja, bei uns sind große Dinge passiert! . . . Mit dem Frühling habe ich mir einen Kandidaten nehmen müssen. Meine gute Frau will, daß ich ein alter Mann bin und einen Gehilfen brauche. So bin ich denn ihrem Willen gefolgt. Heute nun kommt unser Kandidat aus Jena zurück, wo er sein zweites Examen gemacht hat. Hoffentlich hat der Herr ihm glücklich durchgeholfen. Aber unser aller Aufregung kannst du dir denken!“

Während der Pastor noch sprach, rollte der Zug ein. Mit ganz jugendlichem Eifer sprang der alte Herr voran.

„Nun, wie steht's?“ schrie er schon von weitem.

„Examen ex.“

Aus der engen Tür einer dritten Klasse zwängte sich ein härtiger Riese mit breitem Schlapphut und vollblütigem Gesicht, der noch ganz verwirrt von seiner Weisheit war, umweht vom Bierdunst und vom Qualm miserabler Zigarren, und der, als er glücklich unten war, im tiefsten Faß antwortete:

„Der Herr hat auch diesmal geholfen.“

Worauf es denn ein mächtiges Händeschütteln gab.

Nellie war während dieser Zeit sich selbst und ihrem Trost überlassen. Nun aber stellte der Pastor vor:

„Unsere Pflegetochter Fräulein von Wacht und ihre . . . Fräulein . . .“

„Nennen Sie mich nur Babette, Hochwürden.“ sagte die Jose und knigte artig.

Der Herr Kandidat schaute vollkommen konfus die beiden an, drückte ihnen die Hand, daß es knackte, gab dann dem Hannes Klotz die Hand und einen Zeugkoffer, der seinen Frack und sein durchgeschwitztes Hemde barg, und schüttelte schließlich noch den beiden Bauern die Hände. Dann erst brach die Karawane auf.

An der dunklen Schieferwand des Pfarrhauses gingen zur Feier des Empfangs einige Stalllaternen und Kürbisse mit Lichtern. Und als man ankam, schrie ein Durcheinander von hellen und heiseren Stimmen:

„Hoch Tante Nellie! Hurra! Fräulein Nellie! Hurra! Herr Kandidat! Hat er's gemacht? Ist er durch, Herr Kandidat? Hurra!“

Es gab ein Drängen und Stoßen, daß jeder sich beinahe selbst verlor. Nellie wurde endlich von der Frau Pastorin ergriffen und ließ sich von ihr abklaffen und in aller Eile ausfragen.

Dann ging's gleich zu Tisch.

Beim Abendessen war der Herr Kandidat der große Mann, Er erzählte das langweiligste Zeug. Er sprach von Jena wie von ultima Thule. Er sagte seine ganze Brotpredigt noch einmal auf, die alle schon kannten. Aber das tat nichts, man lauschte auf ihn mit ungeteilter Andacht und Bewunderung. (Fortf. folgt.)

Als Wanderbursche durchs Reich

Erinnerungen eines alten Handwerksmeisters
 Don Richard Renner, Halle.

Heimwärts, aber auf Umwegen

Von Konstantz fiel mir der Abschied recht schwer. Denn wie in Basel und Zürich, gehörte ich auch hier wieder einem Männerchor als Sänger an. Ein vierstimmiges Quartett hatte sich bald zusammengefunden. Hauptsächlich sangen wir viel Atterhofer und Tiroler Lieder. Da es in Süddeutschland immer lustig beim Wein zugeht, verkehrten wir Quartettfänger des Abends viel im Restaurant „Botann“, wo wir dann unsere Lieder zum besten gaben und bei den alten Stammischbrüdern auch gerne Gehör fanden. Wie manches „Mütterle“ Marktgräfer ist uns von ihnen gespendet worden! Aber dies abendliche Feiern war bald so alltäglich geworden, daß man anderen Tags arbeitsunfähig war. Und darum vor allem zog ich es vor, so schwer es mir auch werden mochte, Konstantz zu verlassen. Das Quartett gab mir das Abschiedsgeleit . . .

Mit dem „Berliner“ auf dem Buckel wanderte ich los am Vohensee entlang nach Friedrichshafen. Dort angekommen, wurde Umschau gehalten. Aber Arbeit war hier nicht zu finden. Doch bei Besichtigung der Stadt kam ich an einem Hause vorbei, dessen Schild den Namen Renner, Schuhmachermeister, zeigte. Dort ging ich hinein, sprach den Meister an, und zeigte ihm mein Wanderbuch, aus dem er erfaß, daß wir Namensvettern waren. Wegen der „Vetterschaft“ bot er mir nun an, seine Fenster zu verkiten. Dazu war ich gleich bereit und bat ihn nur, Kitt herbeizuschaffen. Als Gegenleistung bat ich dann nach getaner Arbeit den Meister, meine Stiefeln zu besohlen. Er tat es, und so war uns beiden geholfen. Die Frau Meilerin spendete noch ein reichliches Mittagessen und Abendbrot. Da es nun schon später Nachmittag war, ließ man mich im Dachstübchen, in dem sich zwei Betten befanden, beim Lehrling mit übernachten. Und erst andern Tags setzte ich, gestärkt und mit neu besohlenen Stiefeln, meine Reise nach Lindau fort. Mit dem Meister Renner in Friedrichshafen aber habe ich noch lange Zeit im Briefwechsel gestanden.

In Lindau mußte ich mich am 21. April zur Musterung stellen. Sie fand im dortigen Rathaus statt. Da ich schon ein Jahr veräumt hatte, wurde ich zum II. bayerischen Jägerbataillon nach Erlangen ausgehoben, was mir gar nicht recht behagen wollte. Mühte ich doch jetzt meine Schritte heimwärts lenken.

Von Lindau führte mich mein Weg über Zinnenstadt nach Rüssen zu. In Rüssen hielt ich wieder Umschau nach Arbeit. Den Glasermeister Malcho bat ich, da ich mir die Füße wund gelaufen hatte, mich einige Tage bei ihm arbeiten zu lassen. Da er gerade viel Reparaturen ausführen mußte, ging er auf meine Bitte ein. Ich erhielt Kost und Logis und auch etwas Lohn. Nach Fertigstellung der Reparaturen aber wanderte ich weiter.

In einem kleinen Orte vor Rüssen wollte ich in einem Gasthof übernachten. So machte ich dort Rast. Als nun die Abendglocken zu läuten begannen, mielten die Hausbewohner zum Gebet nieder, und auch ich sah andächtig auf meiner Bank. Kurz darauf aber wurde mir vom Gasthofsbefizer erklärt, ich könnte nicht da bleiben. Der Grund zu dieser Abfrage war mir klar, man hatte gemerkt, daß ich evangelisch sei. Da ich am späten Abend nicht noch durch Feld und Wald wandern wollte, wehrte ich mich dagegen und ging zum „Landammann“, dem Ortsvorsteher, ihm mein Anliegen vorzutragen. Nach einigen Hin- und Herfragen ergriff er einen Federkiel, schrieb einen Zettel, schob dann ein kleines Schiebefenster auf und rief auf den Hof hinaus: „Sepperl, Sepperl!“ Bald kam der Sepperl in Holzschuhen hereingestampft, nahm den Zettel in Empfang und führte mich zum Gasthof zurück, wo ich nun doch noch Aufnahme fand. Ich erhielt Abendbrot und ein Nachtlager in einem großartigen Bett, in dem ich mich denn auch recht wohl fühlte. Das war Sonnabendabend.

Am Sonntag früh, nachdem ich für alles 80 Pfennig bezahlt hatte, setzte ich meine Reise fort. Nachdem ich ein paar Stunden weit gelaufen war, merkte ich, daß ich mein Wanderbuch vergessen hatte. Und so mußte ich den ganzen weiten Weg noch einmal zurück. Inzwischen war es Mittag geworden, und überall von Seitenwegen kamen die Kirchengänger auf die Landstraße zu. Mit dem Gut in der Hand bat ich um eine kleine Gabe und hatte viel Glück damit. Denn bald hatte ich so viel erhalten, daß ich wieder auf ein paar Tage versorgt war. Eigenes Geld hatte ich ja immer bei mir. Ich trug es für alle Fälle auf der Brust in einem Beutelchen versteckt. Da aber oft unterwegs keine Arbeit zu finden war, mußte ich immer Vorsorge treffen, und auch auf solchem Wege zu Geld zu kommen suchen. Das nannte man dann „fechten“!

In Ruffstein wurde mir durch Umschauen bei einem Tischlermeister, der einige Fenster zu machen hatte, Arbeit zugesagt, die ich auch annahm. Nach 6 Wochen waren die Fenster fertig. Der Meister — Will hieß er — hätte mich gern behalten

Aber da keine weitere Arbeit in Aussicht war, mußte er mich entlassen. Wieder mußte ich weiter wandern. Mein Reiseziel war jetzt Reichenhall, wo, wie man mir sagte, viel Arbeit zu finden sei. Auch hier wurde ich eingestellt. Diesmal als Blankglaser. In mußte in der größeren Gärtnerei eines Kurhauses ein Gewächshaus verglanzen.

Von Reichenhall wandte ich nach Berchtesgaden. Dort verweilte ich einige Tage und sah mir auch das Bergwerk an. Einige Kurgäste hatten mich auf mein Bitten mit in die Grube einfahren lassen.

Anberntags — es war an einem sonnigen Sonntage — unternahm ich einen Spaziergang zum Königssee. Viele Kurgäste hatten dort Ausfahrten mit Rähnen auf den See hinaus gemacht. Ich sah dem Landen der Boote zu und erhielt dabei von vielen der Aussteigenden ein kleines Geldgeschenk. Aber, o Weh!, hier erspähte mich das Auge des Gesekes! Der Herr Gendarm hatte mich wohl schon lange beobachtet, nun kam er auf mich zu. „Was habt's denn hier zu schaffen?“ fragte er. Ich fand keine bessere Ausrede als die, daß ich mir ein kleines „Stadtgeschenk“ hätte holen wollen. „Hier gibts doch ja Stadtgeschenk net! Habt Ihr denn überhaupt's a Papierle bei Euch?“ meinte er nun. „Meine Papiere und mein Wanderbuch liegen in Berchtesgaden auf der Herberge zur Heimat“, war meine Antwort. Er hieß mich ihm folgen. Der Herr Gendarm zu Pferde, ich aber auf Schustersrappen hinterher — das war ein schwerer Gang. Ein Schwißbad ist nichts dagegen!

In Berchtesgaden führte mein Gendarm mich zum Rathaus. Er übergab mich dort einem Beamten, der mich dann nach „Nummer Sicher“ brachte. Bald erschien der Beamte wieder und brachte mir ein Mittagessen, bestehend aus Erbsen und Bohnen, die mir vorzüglich mundeten; denn nach dem Eilmarsch vor herein war ich doch hungrig geworden. Weil ich unterwegs so tüchtig geschwitzt hatte, gab er mir dann noch eine breite Decke, damit ich mich auf der Holzspritsche nicht erkälte.

Trotz dieses Pechs hatte mein Humor mich noch längst nicht verlassen. So sang ich denn jetzt das schöne Lied: „Stehe ich hier am eisernen Gitter, klage Gott mein Herzleid.“

Am Abend erschien der Wärter wieder und brachte mir ein Maß Bier und ein Stück Schwarzbrot. Dann wünschte er mir gute Nacht. Montag früh brachte er Kaffee und Bratkartoffeln und fragte, was ich denn eigentlich sei. „Ach so, an Glaser! Köndt Ihr denn an a Holz schneiden?“ Als ich das bejaht hatte, öffnete er mein Buzgerlock. Er zeigte mir dann einen Stoß Lerchenholz und brachte auch eine Säge herbei. Ich fragte, wieviel wohl mit der schon gesägt hätten, denn sie war so stumpf, daß man nicht einen Schnitt damit machen konnte. „Sehen Sie zu, ob Sie nicht eine Feile vom Schlosser erhalten können“, meinte ich darum. Und wirklich, er schaffte eine Feile herbei. Nachdem ich die Säge nun geschränkt und scharf gefeilt hatte, ging ich an die Arbeit. Als ein großer Teil von dem spröden Holze fertig geschnitten war, brachte mein „Herbergsbater“ ein Beil zum Spalten. Dies Beil aber war genau so stumpf wie vorher die Säge. Der Gefangenwärter schien mir wohlgesinnt. Denn er ging wieder auf meinen Vorschlag ein, das Beil erst beim Schlosser scharf machen zu lassen. Er brachte mir Mittagessen, und während ich aß, ließ er indessen das Beil in Ordnung bringen. Lustig und gefättigt machte ich mich dann an das Holzspalten. Ich merkte wohl, daß ich vom Büro des „Landammanns“ beobachtet wurde; ich war aber darum nur um so eifriger bei der Arbeit.

Um 4 Uhr nachmittags wurde ich endlich aus meinem „Steker“ entlassen und zum Bürgermeister geführt. Hier erhielt ich vom „Landammann“ meinen „Berliner“ und mein Wanderbuch — beides hatte man inzwischen von der Herberge herbeigeschafft — mit dem Bemerkten: „A hab g'schaut, Ihr habt a Lust zum Schaffe. Ihr dürft aber nimmer sechtel!“ Außer dieser Ermahnung erhielt ich von ihm 2 Mark, und auch sein Schreiber gab mir 50 Pfennige.

Am Abend desselben Tages ging ich zur Herberge zurück, um zu übernachten. Am andern Tage früh aber ging's wieder auf die Walze, nach Augsburg zu. Dort verweilte ich zwei Tage und hielt Umschau nach Arbeit. Da aber Arbeit nirgends zu bekommen war, sah ich mir wenigstens die schöne Stadt an. Auf der Herberge machte ich Bekanntschaft mit einem Kollegen, Emil Horn aus Schneeberg in Sachsen, der auch nach der Heimat zu wandern wollte. Wir beschloßen darum, gemeinschaftlich zu reisen, zunächst nach Ulm an der Donau, wo leicht Arbeit zu erhalten sein sollte.

Nach einigen Tagen trafen wir denn auch in Ulm ein. Als wir über die Donaubrücke wollten, die Württemberg mit Bayern verbindet, mußten wir uns einer Quarantäne unterziehen. Zu diesem Zwecke wurden wir in ein Häuschen, ähnlich einem Schilderhaus, gesteckt, in dessen Türe sich ein ovales Loch befand, durch das man frische Luft schnappen konnte. Und nun wurden wir ausgehewelt, wie es die gesetzliche Vorschrift für die aus dem bayerischen „Auslande“ Einreisenden verlangte.

In Augsburg fand ich einen Brief von meinen Eltern vor, den ich dorthin postlagernd erbeten hatte. Mein Vater machte mir in dem Schreiben die freudige Mitteilung, daß es ihm mit Hilfe

von Bezirksfeldwebel Stecher in Schleuditz und Bürgermeister G. Schütz gelungen sei, mich von Erlangen, wo ich eigentlich dienen sollte, frei zu bekommen; ich sollte nun im November nach Sangerhausen zum IV. Jägerbataillon einrücken. Darum beschloß ich mich jetzt, trotzdem wir in Ulm Arbeit hätten annehmen können, auf dem kürzesten Wege der Heimat zuzuwandern.

In Kumbach trennten wir uns. Emil Horn wanderte nach Sondershausen, ich aber fand beim Glasermeister Böhm Arbeit. Von dort wanderte ich erst Ende Oktober weiter und traf so gerade 24 Stunden vor dem Feststellungstage in Schleuditz ein, von meinen Eltern und Geschwistern, den Großmüttern und allen anderen Verwandten nach 4 1/2-jähriger Abwesenheit auf das herzlichste in der Heimat empfangen. (Schluß folgt!)

Der Wolfshund

Humoreske von Heinz Ludwig Raymann.

Der Vofacher Franzl hatte einen Wolfshund, ein Bild von Tier, eine Seele von Hund. Er war treu wie Gold und hieß zu dem „Toll“. Und fressen konnte der Toll, das war eine wahre Pracht. Ganze Eimer Futter gingen täglich drauf, dazu die nötigen Knochen und Fleischreste. Das Vieh fraß den Franzl noch arm. Außerdem hatte der Franzl es schließlich satt, die hohe Hundsteuer für den Toll zu bezahlen, und er beschloß, sich des Hundes zu entledigen. Heimlich besorgte er sich vom Schießmeister einer Tonne Sausolonnen, dem er den mörderischen Zweck mitteilte, eine Dynamitpatrone und eine genügend lange Zündschnur. Er mußte dem Schießmeister hoch und heilig versichern, daß er die Patrone nur in einer einsamen Gegend und mit der nötigen Sicherheit anbräunne. Außerdem müsse er äußerst vorsichtig mit ihr umgehen. Komme die Patrone vorzeitig zur Explosion, reiße sie ihn in Atome. Vofacher betrachtete die kleine Metallkugel mit scheuer Ehrfurcht und wagte kaum, sie in die Hand zu nehmen. Vorsichtig wickelte er das grobe geschliffene Taschentuch darum und ließ sie noch vorsichtiger in die Tasche gleiten. Auf dem Heimweg blieb er alle Augenblicke stehen und tastete ängstlich nach der Patrone. Schweizgebadet kam er zu Hause an. Er verbarg die gefährliche Patrone draußen im Garten unter einem Stachelbeerstrauch. Nachts träumte er, Toll komme an sein Bett und habe die Patrone im Maul.

Am nächsten Morgen gab er dem Hund noch einmal tüchtig zu fressen, ein paar saftige Knochen mit ordentlichen Fleischstücken daran. Toll wachte nicht, wie ihm geschah. Er stürzte sich wie ein hungriger Wolf auf das unverhoffte Frühstück und verschlang es krachend und schmatzend. Der Franzl holte inzwischen die Dynamitpatrone mit äußerster Vorsicht unter dem Stachelbeerstrauch hervor, wickelte sie wieder ins Taschentuch und setzte sich das Gamsbarthütchen aufs Ohr. Dann pfiff er dem Toll, und die beiden schlenderten den Bergen zu. Die Allgäuer Alpen lagen still im Glanz der Morgenfonne. Tau hing dickflüssig an Sträuchern und Gräsern. Der Wald wehte würzigen Saft.

Nach zwei Stunden nicht übermäßigen Steigens kamen die beiden an den Rand eines langgestreckten Tales, dessen Sohle ein kleiner See wie mit blauem Glas füllte. Hier ruhten beide aus. Gern hätte der Franzl sich eine Pfeife angezündet, aber er wagte es nicht wegen der Explosionsgefahr. So eine Dynamitpatrone ist ein schauderhaftes Ding. Franzl schaute sich um. Hier war es still und einsam. Auf dem See lag ein Boot, in dem ein Angler unbeweglich saß. Sonst weit und breit kein Mensch. Franzl ging mit dem Toll noch ein Stück weiter in den Bergwald hinein. Er blickte suchend umher. Endlich hatte er das Richtige. In einer kleinen Nüchtlung band er den Hund mit einer Leine an einen Baum. Vorsichtig holte er die Dynamitpatrone aus der Tasche und machte die Zündschnur fest. Dann befestigte er die Patrone dem Toll unter dem Schwanz. Schweratmend stand er auf, nahm den schönen Kopf des Tieres in die Hand und streichelte es noch einmal über das glatte Fell. Abgewandt strich er nun ein Streichhölzchen an und setzte das Ende der Zündschnur vorsichtig in Brand. Dem Hund rief er zu, er solle schon aufpassen, der Herr käme gleich wieder. Dann entfernte er sich rasch. Der Hund schaute verdutzt, mit gespitzten Ohren hinter ihm her.

Kaum aus der Sicht des Hundes, lief der Franzl fort, so schnell er konnte. Als er weit genug weg zu sein glaubte, setzte er sich auf einen Baumstumpf und erwartete zitternd den entsetzlichen Knall. Jetzt tat ihm der Toll doch leid. Schließlich konnte der Hund ja nichts dafür, daß die Steuer so unerschämmt hoch war. Zur Beruhigung zündete er sich seine Pfeife an. Kaum hatte er einige Züge getan, als er ein Geräusch hörte, ein Schreien und Schnaufen. Er blickte auf: da kam der Toll mit abgerissener Leine, die Dynamitpatrone mit der brennenden Lunte am Schwanz, wütend und ängstlich zugleich herbei gerannt. Die brennende Zündschnur hatte den Hund erschreckt, so daß er sich losriß und nun, indem er wütend nach dem Schwanz biß, bei seinem Herrn Hilfe suchte. Der zu Tode erschrockene Vofacher sah sich schon in die Luft geprenzt, und er schrie dem Hund mit Donnerstimme „zurück!“ zu. Als das nichts half, lief er, was das Zeug hielt, davon. Aber sein treuer Hund folgte ihm und war ihm mit Bellen und Winseln hart auf den Fersen.

Franzl lief mit dem Tode um die Wette, riß die Jacke ab, warf die Weste weg und schrie dem Hund im Laufen zu, er solle stehen bleiben. Aber Toll blieb ihm auf den Fersen und bellte immer ängstlicher. Jeden Augenblick mußte die Explosion losdonnern. Der Franzl war schon halb tot, da sah er den rettenden See. Unter Aufbietung aller Kräfte lief er auf das Ufer zu und stürzte sich ins seichte Wasser. Doch der Hund sprang ebenfalls ins Wasser und schwamm hinter ihm her. Da lief der Franzl, obwohl er nicht schwimmen konnte, tiefer ins Wasser und schrie mörderisch um Hilfe. Plötzlich verlor der Gehekte den Boden unter den Füßen und versank. Da währte er sein Ende gekommen. Als er nach einer Weile auftauchte, fühlte er, wie sein Hund nach ihm schnappte und ihn an den Rosenträgern hochhielt. Da vergingen ihm die Sinne.

Als der Vofacher aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, fand er sich in einem Kahn liegen. Ein Mann kniete über ihm und pumpte ihm mit den bekannten Armbewegungen Luft ein. Neben ihm saß Toll und leckte seine Wangen. Da fuhr der Franzl hoch, schrie und zeigte auf den Schwanz des Hundes. Der Mann schaute betroffen, er nahm den Hundeschwanz in die Hand und erblühte erstaunt die Zündschnur. Franzl hauchte nur noch: „Dynamit!“ und machte den schwachen Versuch, wieder ins Wasser zu springen. Da hörte er ein lautes Lachen. Als Vofacher blöd hochschaute, hielt der Mann die Zündschnur in der Hand und lachte unbändig. Sie war nämlich im Wasser erloschen. Franzls Ketter warf Patrone und Lunte in den See. Da suchte der Franzl das Seewasser aus und atmete erleichtert auf. Dann belam der Toll einen gehörigen Kritt. Wohl für seine Anhänglichkeit und dafür, daß er ihn über Wasser gehalten habe, meinte der Angler. Nun schante sich der Franzl. Er nahm den Kopf seines Hundes in die Hand und gelobte, ihn leben zu lassen. Der Angler reichte dem tapferen Franzl einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche und setzte beide an Land.

So geschah es, daß der zum Tode verurteilte Hund seinen Fesler vom Wassertod erretten mußte. Das kommt davon, wenn man die Steuern zu hoch findet und seinen Hund statt sich selber in die Luft sprengen will.

Das neue Buch

Der rumänisch-ungarische Optantenstreit vor dem Gemischten Schiedsgericht und dem Völkerbund. Zugleich ein Beitrag zur Lehre von der Enteignung im Völkerrecht, von Dr. Ernst Warburg. (Heft 8 der „Frankfurter Abhandlungen zum Kriegsverhütungsrecht“. Herausgeber: Prof. Dr. F. Giese und Prof. Dr. K. Strupp.) 6.— R.-M. Universitätsverlag von Robert Koske in Leipzig C 1.

Gottfried Kellers Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Kuzberger. Mit 4 Bildertafeln und 1 Handschriftwiedergabe. In Liebhaber-Leinen 5,80 R.-M. oder in Halbleder gebunden 9,50 R.-M. (Memoiren und Briefe.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Die Briefe Gottfried Kellers sind etwas Einzigartiges in der Veschaulichkeit, mit der sich die reiche Persönlichkeit des Dichters in ihnen ausdrückt. Sie spiegeln besser, als jede Wesensschilderung von fremder Hand es vermöchte, die eigenartige Veschliffenheit von Humor und tragischem Weltempfinden, von tiefstem Glauben an den Menschen und unerschöpflicher Strophis, von Ernst und Ironie, die in der Seele dieses Großen sich fand. So führen die Briefe unmittelbar hinein in den innersten Gehalt auch seiner unvergleichlichen Werke. Zudem gewähren sie in ihrer kunstvollen Form schon an sich jedem feinempfindenden Leser höchsten Genuß. Der begrüßenswerten Auswahl geht eine Einleitung voran, die auf gedrängtem Raum ein Gesamtbild des Dichters entwirft, und knappe, aufschlußreiche Anmerkungen erläutern. Sinn und Bedeutung der Einzelheiten der Briefe. Max Kuzberger, dessen in Meyers Klassiker-Sammlung erschienene 8bändige Ausgabe der Werke Gottfried Kellers großen Anklang gefunden hat, erweist sich auch in diesem Buche als feinfühligster Kenner seines großen Landmannes.

Die neue Zeitschrift.

Neue Musik-Zeitung (Ernst Klett Verlag in Stuttgart). — Die Hefte 7 und 8 dieses Jahrganges sind in der Hauptsache dem Tanz gewidmet. In Erkenntnis der wechselseitigen Befruchtung von Musik und Tanz sind die besten Sprecher z. B. Eugen Wellek, R. v. Laban, Andrei Levijon, Kurt Zook, Max Terpis u. a. zur Mitarbeit an diesen Hefen aufgerufen worden. Ein ganz neuartiger Gedanke scheint aber mit der Aufreihung tangbarer Musik verwirklicht. Führende deutsche Musikverlage haben dazu ihr Teil beigetragen. In Heft 8 ist noch ein Aufsatz über „Junge Schweizer Musik“ und eine aus überfülltesten Liedern von Tsch und Wehert bestehende Notenbeilage von Bedeutung.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Waisenhauses, Halle, Brandeplatz 5, Ecke Steinweg. Telefon 22483.